

Neue Literatur zum Seelensucher Kleist

GÜNTER BLAMBERGER: **Heinrich von Kleist. Biografie**, Frankfurt am Main 2011, S. Fischer Verlag, 597 Seiten, 21,99 EUR.

RAPHAEL GRAEFE: **Heinrich von Kleist: Geschichte meiner Seele**. Ein Fiktion, Berlin 2010, Berlin University Press, 148 Seiten, 19,90 EUR.

TANJA LANGER: **Wir sehen uns wieder in der Ewigkeit. Die letzte Nacht von Henriette Vogel und Heinrich von Kleist**, München 2011, dtv, 234 Seiten, 9,90 EUR.

PETER MICHALZIK: **Kleist: Dichter, Krieger, Seelensucher**, Berlin 2011, Propyläen Verlag, 557 Seiten, 24,99 EUR.

Zu Heinrich von Kleist sind in den letzten Jahren und besonders natürlich im aktuellen Jubiläumsjahr einige biografische Werke erschienen. Neuentdeckungen können sie, zweihundert Jahre nach Kleists Freitod, kaum bieten, wohl aber sind ihre Perspektiven und der Umgang mit dem Dichter erhellend. Kleist hat ein faszinierendes Werk hinterlassen und ist einen spektakulären Tod gestorben. Beides regt die Phantasie an und ist wissenschaftliche Herausforderung. Letztlich aber fragt es sich doch, wie man dem Wesen dieses so extremen und krisengeschüttelten Menschen am nächsten kommt.

Wissenschaftlich auf höchstem Niveau ist das fast 600 Seiten starke Werk von Günter Blamberger, der mit der wohl kenntnisreichsten Biografie Kleists seinen Ämtern als Professor für Neuere Deutsche Literatur, Präsident der Kleist-Gesellschaft und Herausgeber des Kleist-Jahrbuchs gerecht wird. Blamberger will nicht, wie andere, vom Ende her erzählen, nicht teleologisch, sondern aus der Erlebnisperspektive Kleists, nämlich aus der jeweiligen Gegenwart. Diese reichert er durch historische und kulturgeschichtliche Verortungen ebenso wie durch Kommentare der Zeitgenossen und der Zunft der Kleistforscher an. Bei allem Lob, was dieser gediegenen Arbeit zu zollen ist und gezollt wurde, so bleibt aber doch auch bei der Lektüre ein Geschmack zurück, der nicht un-

bedingt weiteren Appetit macht. Denn Kleist wird hier kaum mit jener Empathie begleitet, die ihm als eine nur natürliche Reaktion auf sein Werk und Wesen gewissermaßen zusteht, die gewiss auch etwas Gefährliches an sich hat, aber genau deshalb den Umgang mit diesem Dichter so interessant macht. Empathische Sachlichkeit – das wäre die Kunst in der Zuwendung zu Kleist. Blamberger hingegen fasst ihn immer wieder mit Begriffsinstrumenten an, die ihn uns offenbar von einer unmittelbaren Berührung fernhalten sollen: so wenn z.B. von »Kleists Kreativitätskonzept« oder »Bildlogik« die Rede ist oder wenn der Dichter als ein der »wissenschaftlichen Wahrheitssuche, verpflichteter Homo academicus« und »Alien in der Garnisons- und Messestadt Frankfurt« bezeichnet wird, dessen Denk- und Schreibfiguren zwischen »Science und Fiction« zu verorten seien, oder wenn das Kapitel über Kleists Freitod unter dem Untertitel »Kleists letzte Inszenierung« und dem Obertitel »Ökonomie und Anökonomie des Opfers« steht. – Immer wieder hat man den Eindruck, dass der Autor Kleist sich und dem Leser vom Leib oder noch mehr von der Seele halten will, um selbst der allen überlegene Souverän zu sein, und dass das »Wissenschaftlichkeit« ausmachen soll. So stehen manche modernistisch legere Manierismen im Stil genau dem entgegen, was das Außerordentliche an Kleist ist: dass er einen im Innersten trifft. Wer Kleist gegenüber »cool« sein will, läuft Gefahr, ihn irgendwie doch zu verfehlen, auch wenn er im Übrigen vorzügliche Arbeit leistet.

Anders dagegen nimmt sich die Biografie von Peter Michalzik aus, die Andreas Laudert in der vorliegenden DREI (S. 82) treffend rezensiert hat. Michalzik ist von Kleist stark angegangen. Das spürt man. Kleist ist seine Passion, aber er kann auch Abstand von ihm nehmen. Er sucht ihn aus dem Innersten heraus zu verstehen, begegnet ihm mit einer gewissen Innigkeit, die zugleich sachlich ist. Es ist gewissermaßen ein homöopathischer Zugang zu Kleist im Unterschied zu jenem allopathischen Blambergers, denn Michalzik schreibt seine Biografie als »Seelensucher«, und als einen solchen bezeich-

net er auch Kleist im Untertitel seines Buches: »Dichter, Krieger, Seelensucher«. Zwar nicht als Dichter und Krieger, sondern als Journalist und Theaterkritiker ist Michalzik vielleicht schon von seinem Berufsstand her mit mehr Nähe zu Kleist ausgestattet als sein Autorenkollege. Er liest sich gut, und man stolpert über keine allzu gewollt überlegene Ausdrucksweise. Eher spricht Michalzik aus einem gut ausgebildeten Gefühl, einer starken Urteilskraft, die auch kritisch urteilt, aber mit Liebe zu ihrem Gegenstand, so etwa, wenn er sagt: »Selten hat jemand heftiger geliebt und war gleichzeitig unfähiger zur Liebe als Kleist« oder die allbekannte Kant-Krise kommentiert: »Man wird das Gefühl nicht los, dass er [Kleist] die Krise wollte, dass Kant (oder wer auch immer) dazu diente, das zu zerstören, woran er ohnehin nicht mehr glaubte.« Kleist, so Michalzik, lebte in einem Zustand dauernder Radikalität, das macht ihn selbst und seine Figuren so außergewöhnlich. Diese Radikalität ist nicht die Sache eines Biographen, aber er muss Verständnis für sie haben und sie mit nüchternem Pathos beurteilen können – das darf man diesem Biographen bescheinigen.

Regelrecht unangenehm berührt die Lektüre eines angeblich wieder aufgefundenen und dem »Herausgeber« Raphael Graefe »von privater Hand« zugespilten autobiographischen Fragments von Kleists Hand: »Eine Fiktion«, wie es ganz unten auf dem Buchumschlag sicherheitshalber heißt. Tatsächlich soll es einen Text mit dem Titel »Geschichte meiner Seele« gegeben haben, der aber dann, wie andere Manuskripte Kleists auch, verschollen ist. So erlaubt es sich Graefe als »Kleist« von Kleist zu erzählen, was immer wieder ordentlich schiefgeht. Was Graefe hier präsentiert, revidiert nicht, wie es der Klappentext vollmundig verkündet, unser Kleistbild, sondern wirkt in der stilistischen Nachahmung unfreiwillig komisch, wenn etwa dieser Kleist sich eine Öffentlichkeit fragen hört, wer denn sein anonym herausgegebenes Stück »Die Familie Schrofenstein« als »diesen dramatischen Felsbrocken wohl abgesprengt habe vom Steinmassiv der Sprache«. Oder man stelle sich einen Kleist vor,

der so über sich selbst reflektiert: »Ich überdachte meinen bisherigen Weg, mein Lebenslabyrinth, und da war er wieder, dieser Schmerz im Kopf, dieses Pochen, Bohren, dieser eine Gedanke, diese fixe Idee: Tue Großes, leiste das Ungewöhnliche.« Oder: »Ich muss mein Leben ordnen; auch dabei soll sie helfen, diese Seelengeschichte, muss rote Fäden suchen und sie knüpfen, aber nicht zu einer Lunte werden lassen, denn explosiv genug bin ich.« – Das ist peinlich. Das steht in einem performativen Widerspruch zu Kleists Größe: Man kann einen explosiven Dichter nicht über sich selbst sagen lassen, dass er explosiv sei, ohne ihm seine Sprengkraft zu nehmen.

Natürlich fordert Kleist, dessen Lebenslauf nur lückenhaft dokumentiert ist und der als ein in vieler Hinsicht extremer Mensch die Phantasie anregt, geradezu dazu auf, ihn selbst zu einer Gestalt der Dichtung zu machen. Das hat vor Jahren (1979) Christa Wolf mit ihrer fiktiven Begegnung zwischen den seelenverwandten Todesmütigen Karoline von Günderode und Kleist in ihrem Roman »Kein Ort. Nirgends« mit starker poetischer Kraft getan. Daran reicht Tanja Langer mit ihrer Erzählung »Wir sehn uns wieder in der Ewigkeit« nicht heran. Aber Langer hat sich eingefühlt. Auch sie steht homöopathisch zu Kleist. Ihr Buch ist die Fiktion der letzten 24 Stunden von Henriette Vogel und Kleist und riskiert es tatsächlich, erzählend, rückblickend und in Dialogen und Monologen beide bis zum Todesaugenblick zu begleiten. Sie lässt Kleist mit an seine Penthesilea erinnernden Worten und einem letzten Gedankenstrich, statt eines Punktes, über die Schwelle gehen. Das alles könnte sehr schiefgehen, tut es aber nicht. Freilich ist die Geschichte inszeniert, und man mag sich fragen, ob die entfaltete Beziehungspsychologie zwischen Henriette und Heinrich den historischen Gestalten entspricht, aber Langer trifft in vielem eine Stimmung, eine Atmosphäre, die sich lesen und nachempfinden lässt: Auch wenn es sicher anders war, aber so könnte es auch gewesen sein. Verbürgtes mit Erfundenem verwoben, viele szenische Details und ein unpräziser einfühlsamer Stil stellen ein mögliches Bild dieses Lebens und

Sterbens vor uns hin, das bei aller Konkretheit den beiden Todesgefährten doch ihr Geheimnis lässt. Das mag daran liegen, dass die Autorin seit Jahren in der Nähe von Kleists Todesort am Wannsee wohnt und beständig den genius loci auf sich wirken lässt. Darüber hinaus hat sich die heute 49jährige, seit sie im Alter von 16 eine Lesung Christa Wolfs aus ihrem damals eben erst erschienen Werk »Kein Ort. Nirgends« hörte, mit dem großen Dramatiker beschäftigt. Und das gehört wohl auch nicht selten zu einer Kleist-Beziehung: einmal Kleist, immer Kleist, weil er eben in der ganzen schillernden Bedeutung des Wortes ein »Seelensucher« war, der fasziniert, weil wir das auch irgendwo sind.

Ruth Ewertowski

Kleist von innen

PETER MICHALZIK: **Kleist: Dichter, Krieger, Seelensucher**, Propyläen Verlag, Berlin 2011, 557 Seiten, 24,99 EUR.

Der Germanist Reiner Stach erregte vor einigen Jahren mit einer Kafka-Biografie Aufsehen, die den Versuch unternahm, ein besonders lebendig-konkretes Bild der Seelen- und Lebensumstände Kafkas zu geben. Stach dachte sich mit Empathie in seinen Gegenstand hinein, malte Situationen mit ebenso literarischer wie moralischer Phantasie aus und wagte sich als Wissenschaftler stilistisch weit vor. Die neue Biografie Peter Michalziks über Heinrich von Kleist darf man vielleicht in diesem Kontext sehen. Auch sie versucht letztlich ein Leben von *innen* heraus zu verstehen und zu beschreiben, auch wenn es sich um eine deutlich moderatere Variante dieses Ansatzes handelt. Der Gewinn ist gute Lesbarkeit ohne Preisgabe der Komplexität des Stoffs. Interpretationen einzelner Werke fließen organisch in den Text ein, und die Kapitelgliederung ist übersichtlich, wobei der Leser durch Stichworte auf der rechten Kopfzeile auf elegante Weise durch seine Lektüre geführt wird.

Kleist war ein seltsamer Mensch. Markant war sein hitziges Temperament: Eine Neigung zur Anmaßung einer- und eine zarte, schüchterne Seele andererseits. Der Biograf lässt uns den wi-

dersprüchlichen Kleist erleben: den »Krieger« wie den »Seelensucher«. Dieser Begriff ist schillernd und auch etwas unklar. Suchte Kleist die eigene Seele – oder Seelenverwandte? Suchte er Seelisches – oder suchte er auf seelische, gefühlsbetonte Weise? Michalzik stellt Kleists »naive« Verwendung des Seelenbegriffs der Frage nach dem Bewusstsein gegenüber, welche die vorherrschende der Philosophie zu Kleists Lebzeiten war. Aber Kleist ging es nicht um Philosophie, zu der er gar keine Anlage hatte, sondern um »das Gefühl der Innigkeit selbst« (S. 177), um die Einheit der Persönlichkeit. Michalzik befragt hierbei auf behutsame Weise einige Klischees und Kleist-Mythen, etwa den vermeintlich speziellen Rätsel hintergrund der Würzburger Reise. Für den Autor entsprach sie lediglich dem Geist der damaligen Entwicklungslinie Kleists, die nachvollziehbar herausgearbeitet wird.

So befragt er ebenfalls die oft zitierte, zwischen 1799 und 1803 währende Phase der »Kant-Krise« dahingehend, ob sie wirklich Folge einer intensiven Lektüre war oder ob Kleist hier nicht etwas auf Kant projizierte, was sich im eigenen Inneren abspielte: »Kleist gelangte ans Ende der Aufklärung. Nicht durch gedankliche Operationen, sondern indem er sie zu leben versuchte ... Kleist wandelte eine selbstzerstörerische Lust an, die Begriffe über Bord zu werfen. Er bestand auf der Krise ... Man wird das Gefühl nicht los, dass er die Krise wollte, dass Kant ... dazu diente, das zu zerstören, woran er ohnehin nicht mehr glaubte ...« (S. 157f).

Im Folgenden wird Kleist allgemein als Dichter der Krise charakterisiert, dessen Werk auf Zerstörung aufbaue, dessen Kunst im Zusammenbruch beginne. Die Krise bestand in der »Unlebarkeit des Lebens«, das sich Kleist vorstellte und in ständig wechselnden Plänen zu verwirklichen versuchte. Kleist sei auf Vertrauen angewiesen gewesen wie kaum ein Anderer, er war »süchtig« danach, »er brauchte das Gegenüber, um zu sich zu kommen«. Als sozusagen negatives Gegenüber fungierte lange Zeit Napoleon, der von Kleist mit auffälligem Hass verfolgt wurde. Unabhängig von Kleists latent nationalistischem Freiheitspathos: Hatte

der Strategie Napoleon etwas, das Kleist fehlte? Hatten sie gar gemeinsam, dass ihnen *beiden* etwas fehlte – eine innere Mitte, Identität, ein Seelenkern – und hasste (und verfehlte) Kleist Napoleon deshalb, weil er in ihm sich selber hasste oder besser: sich selber suchte?

Breiten Raum nimmt Kleists Abschied vom Militär ein. Was dieser mutige Schritt damals bedeutete und inwiefern die »Schlachtenstimungen« den jugendlichen Kleist geprägt und beschäftigt haben, wird gründlich anschaulich gemacht. Michalzik leugnet nicht seine leise Irritation über die Tatsache, dass Kleist angesichts leichenübersäter Schlachtfelder die Mainzer Landschaft preist. Das Kämpferische begleitete Kleist weiter durchs Leben. Man muss sich durch viele Schilderungen politischer Auseinandersetzungen hindurcharbeiten, in die er verwickelt war. Das Ruhelose dieses Geistes, das Experimentieren mit »Lebensplänen« und Projekten, die zunehmende Perspektivlosigkeit – all dies wird ebenso fühlbar wie manch problematischer Charakterzug, etwa sein hochtrabend-erzieherischer Umgang mit Frauen, wie er sich in den Briefen an Wilhelmine von Zenge zeigt. Kleist wollte seine Braut bilden und schickte ihr zu diesem Zweck Denkaufgaben, die sie zu lösen hatte. Michalzik sagt, wie es ist: In den Briefen stecke etwas Skandalöses. Der »vielleicht sensibelste Dichter deutscher Sprache« war »inquisitorisch« und »impertinent«, es mute »wie eine Gehirnwäsche« an, was Kleist da versucht habe: »Es steckt seelische Grausamkeit in diesen Briefen« (S. 109).

Dennoch verrät der Biograf seinen Gegenstand nie. In »Zwischenspielen« hält die chronologische Darstellung inne, um einen Aspekt zu vertiefen. Michalzik stellt das eine neben das andere und reduziert offene Fragen nicht auf einfache Lösungen. So schreibt er, die angesichts erotisch aufgeladener Männerfreundschaften häufig aufgeworfene Frage, ob Kleist schwul war, passe als solche nicht zu ihm. Kleist sei unsicher gewesen, wie er als Mann männlich zu sein hatte. Seine Ansprüche an Freundschaft waren hoch, sein Umgang damit oft ungeschickt. Hier findet sich auch ein Beispiel für den eingangs erwähnten Versuch

des Biografen, sich in konkrete Situationen im Leben Kleists einzufühlen: nach einem Streit »(hatte) Pfuell mit Kleist vermutlich das getan, was man heute den Kopf waschen nennt. Er wird Kleist seinen unbegründeten Hochmut und das ewige Hin und Her ... vorgehalten haben: ... ›Du bildest dir grenzenlos etwas auf ein Drama ein, das du doch nie fertig schreibst. Deine Anmaßung ist unerträglich!‹ Wir wissen nicht, was Pfuell sagte, aber vielleicht kann man sich seine Zurechtweisungen so vorstellen. Er hielt Kleist eine Standpauke, und der rannte voller Zorn aus dem Haus« (S. 226).

Kleists Entwicklung zum Schriftsteller wird differenziert erzählt. Anfangs schien sie ein romantischer Plan unter vielen, der mit dem Wunsch nach Anerkennung verbunden war. Die besten Werke entstanden aber nach einer gewissen Abkühlung, sie verdanken sich neuer Nüchternheit und fast einer Resignation. Es bleibt ja das Erstaunliche an diesem kurzen Leben, dass hier ein Mensch die verschiedensten Rollen probierte, um glücklich zu werden: Kleist war Bauer – oder wollte es kurzzeitig werden – und Redakteur – und dabei, wie an den Berliner Abendblättern dokumentiert wird, keineswegs unbegabt. Im Kommentar zu *Über das Marionettentheater* (S. 426) kommt der Autor einer Eigenart des Schreibens Kleists womöglich sehr nahe. Man begänne bei seinen Texten neu über Welt und Mensch und über sich selbst nachzudenken. Wer sich etwa Marionetten und ihre Bewegung einmal genau ansähe, könne Kleists Beobachtungen eigentlich gar nicht zustimmen. »Und doch glaubt man, was Kleist sagt ... als eine Gedankenfigur, und man glaubt zu verstehen, was Kleist meinte.« Kleist schrieb und lebte luftig-geistig, mag dies sagen, und doch ahnt man eine Wahrheit, der er, in Abwandlung seiner berühmten Abschiedsworte, noch nicht auf die Erde, zu geistig-kristallinen Gedankenformen zu verhelfen wusste. Das macht die Anmut seines Schreibens aus und seine Wirkung auf die Seele des Lesers bis heute.

Peter Michalzik's Buch macht sich Gedankenmodelle Kleists wie die Seelenwanderung zwar nicht zu eigen und nimmt keine tiefere spirituelle Perspektive auf Kleists Wesen ein – wie

die subtile Betrachtung von Heinz Demisch von 1964 (siehe Rezension von Maja Rehbein). Aber es denunziert solche auch nicht. Die für Journalisten oft typische ironische Haltung liegt dem für die *Frankfurter Rundschau* tätigen Michalzik eher fern. Gegen Ende wartet er mit einer interessanten Lesart von Kleists Selbstmord auf. Die Geste der toten Körper Kleists und Henriette Vogels wird als bewusste Inszenierung einer Hoffnung gedeutet, als ein Hinweis Kleists auf ein Weiterleben nach dem Tode. Kleist kannte das Gemälde *Sterbende heilige Magdalena* von Simon Vouet, auf dem sich die Tote ganz ähnlich auf Knien befindet, halb sitzend, halb nach hinten in die Arme der ihre Seele aufnehmenden Engel gesunken. In diesem Sinne und nach Erörterung des Tathergangs am Wannsee im November 1811 fragt sich Michalzik, ob Kleist es den Engeln vielleicht leicht machen wollte, ihrer beider Seelen zu empfangen: wie auf jenem Gemälde, auf das er sich in einem Brief schon einmal bezogen hatte. Diese Lesart wird nicht ausgereizt; unspektakulär endet die mit Respekt und Wärme verfasste Arbeit.

Im Vergleich zur derzeit in Frankfurt/Oder und Berlin laufenden Ausstellung »Krise und Experiment« erschöpft sich diese Kleist-Biografie – und es sind schon vor dem Jubiläumjahr einige neue erschienen – nicht in der Illustration. Es gibt von Kleist nun einmal wenig authentischen Besitz oder Portraits zu besichtigen, so dass der Versuch, sein Leben zu bebildern, allenfalls einen ersten Eindruck seiner Modernität und Vielfalt vermitteln kann. Es bleibt das »entscheidende Rätsel: ... die Frage, was in ihm selbst sich so unablässig suchte. Was sich so unruhig gebärdete wie ein eingesperrtes ... Wiesel, das verschreckt am Gitter hin und her läuft ... Es geht um etwas, das scheu ist, das sich aber trotzdem zeigen will ...« (Michalzik, S. 184).

Andreas Laudert

Die Heiterkeit des Todes

HEINZ DEMISCH: **Heinrich von Kleist: Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein?**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart, Neuausgabe 2011, 184 Seiten, 19,90 EUR.

Zu Apollon, dem griechischen Gott der Musen und Führer zur Selbsterkenntnis, gehört der Lorbeerkranz. Nach diesem Kranz als Zeichen von innerer Vollendung und Dichterkrönung sehnte sich Kleist sein Leben lang. Heinz Demisch hat bereits 1964 mit *Heinrich von Kleist. Schicksal im Zeichen der Bewusstseinsseele* Kleists Leben und Werk in fundierter Weise betrachtet. Im Kleistjahr 2011 wurde das Buch unter verändertem Titel neu aufgelegt und erweitert. Es enthält zusätzlich zu den damaligen 15 Kapiteln ein Geleitwort des Herausgebers Ernst-Christian Demisch und ein Nachwort von Christl Kiewitz.

Ein wichtiger Aspekt des Buches ist der Vergleich Kleists mit Goethe. Schon ihre Lebensumstände als Kind in dem weltoffenen Frankfurt am Main und dem melancholischen Frankfurt an der Oder waren gegensätzlich. Der 75-jährige Goethe sprach von »Schauer und Abscheu«, die dieser Dichter in ihm erregte. Dagegen Kleist: »Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen«. Das Schaffen der beiden Dichter wird durch zwei große Kulturepochen getrennt: dem Nachklang der Antike und dem Beginn des Bewusstseinsseelenzeitalters. Kleist ist Goethes dichterischer Antagonist. Ihre unterschiedliche Art des Denkens arbeitet Heinz Demisch deutlich heraus. Auch weist er auf Kleists Theater der Zukunft hin: Erst im 20. Jahrhundert fand er sein eigentliches Publikum.

Kleists Leben ist durch »Marskräfte« geprägt. Ausführlich wird auf seinen Hass gegen Napoleon eingegangen. Goethe dagegen war der französischen Nation für seine Bildung dankbar. Stets musste Kleist sich gegen das Gruppenbewusstsein seiner Familie wehren. Er war ein innerlich Heimatloser, nur in der Sprache zu Hause. Die geistige Welt war für ihn eine Realität; er sagte, »dass wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir

hier erlangt, auf einem anderen Stern weiter fortschreiten würden ...«

Kleist stand im 35. Lebensjahr, als er sich zum Tode entschloss. Seine letzten Stunden verlebte er mit Henriette Vogel in »unaussprechlicher Heiterkeit«. Ein Freiheitserlebnis wie bei einer Einweihung, doch dann folgte »ein gleichsam illegaler Grenzübertritt«, von Rudolf Steiner später als »allertragischste Tat« bezeichnet.

Kleist war Protestant mit vorzugsweise nüchternem Kopfdenken. Die Musik einer katholischen Messe versetzte ihn in die Sphäre des Herzdenkens. Doch folgte er dem Ruf nicht, denn er sehnte sich nach esoterischer Vervollkommnung, nach einem einschneidenden Einweihungserlebnis, um Herr seines Schicksals zu werden. Etliche seiner Gedanken findet man, in anderen Worten, auch bei Steiner. Die Polarisierung der Gegensätze, die Krise, die höhere Erkenntnis erlebte er in seinem dichterischen Schaffen.

Ein erstaunliches Buch! Auf engstem Raum wird Kleist aus den Fragestellungen der Bewusstseinsseele heraus verständlich; sein *Wesen* steht vor uns, sein inneres Sein. Für den Kenner spiritueller Literatur erscheint dieses Buch leichter lesbar als die neuen Kleist-Biografien (Michalzik, Blamberger, Bisky, Schulz, Amann). Und wer es als Gegenstück zu der großen Doppelausstellung in Berlin und Frankfurt liest, die von äußeren Dokumenten und Installationen her ins Innere vorzudringen sucht, wird reich belohnt. Sieht es doch auf Kleists Innerstes. Somit ist das Kleist-Buch des Kunsthistorikers Heinz Demisch (1913-2000) nach wie vor zum tieferen Verständnis von Kleists Leben und Tod wärmstens zu empfehlen.

Maja Rehbein

»Der Schriftsteller« und »der Doktor«

ANDREJ BELYJ: **Verwandeln des Lebens. Erinnerungen an Rudolf Steiner.** Aus dem Russischen von Swetlana Geier. Mit einem Nachwort von Wenzel Michael Götte. Herausgegeben von Taja Gut, Futurum Verlag, Basel 2011, 470 Seiten, 24,80 EUR.

Erst Anfang der 1970er Jahre kam das 1928/29 entstandene unveröffentlichte Manuskript von Andrej Belyj (1880-1934), einem führenden Vertreter des russischen Symbolismus, ans Licht. Swetlana Geier, die vor einem Jahr verstorbene große Dostojewski-Übersetzerin, hat es ins Deutsche übertragen. Die erste Ausgabe erschien 1975 im Zbinden-Verlag Basel. Nun ist es in einer durchgesehenen, in Anmerkungen und Register erweiterten Neuausgabe vom Futurum Verlag Basel neu herausgebracht worden. Aus diesem Anlass drucken wir im Folgenden die uns immer noch gültig erscheinende Rezension von Manfred Schrödi (1921-1996) aus DIE DREI 12/1975, S. 682-684 noch einmal (leicht gekürzt) ab.

...
Der Titel »Verwandeln des Lebens« nimmt eine Devise der Symbolisten auf. Was ihnen Ziel und Hoffnung war, ist für Belyj Ereignis geworden durch Rudolf Steiner. Anders zwar, als der Wortkünstler sich's hatte träumen lassen. »Steiner spricht dann in den Herzen, wenn alle Worte zu Ende sind«, schreibt Belyj. Und er berichtet, was »der Doktor (ich bitte um Erlaubnis, ihn so nennen zu dürfen, wie wir ihn damals genannt haben)« ihm gesagt hat: »Es war einmal ein Künstler, der glaubte, er habe Bedeutendes geschaffen, eigentlich aber sollte er das erst siebzehn Jahre später schaffen; während er jedoch so dachte, redete er sehr viel, und ein bestimmtes Wesen kroch ihm dabei in den Mund und beherrschte ihn.« – Belyj gesteht, dass dieser Ausfall gegen seine Eitelkeit ihn verletzte, fährt aber fort: »... durch den Umgang mit dem Doktor wurden die Vorzeichen vertauscht: der potentielle ›Esoteriker‹ in mir erwachte zum Leben, und der ›Schriftsteller

Belyj« begann zu schrumpfen. – Das alles erschütterte mich.«

Man frage nicht, ob jenes »bestimmte Wesen« von ihm gewichen sei. Ergreifend zu denken, es habe teilgenommen am Verwandeln des Lebens, habe mitgeschrieben am Buch seiner Überwindung und das Lob dessen gesungen, der ihm Grenzen setzte. – Wiederholt schildert Belyj die durch Steiner in ihm und anderen geweckte Begeisterung, die sich für Liebe hielt; und daneben den Hass, in den diese falsche Liebe umschlagen konnte, wie es dem »Super-russen« Ellis geschah, als er vom Schwärmer zum Verleumder wurde. These und Antithese – während doch »die Synthese bereits vorlag: eben in der Grenze«, die Steiner gezogen habe, um solche Menschen ins Gleichgewicht zu bringen, zu »gemäßigten Gefühlen«, zum »Tätigsein aus der Ruhe heraus«, zur »Einsicht«. Belyj weiß den Weg und verwechselt doch nicht Wissen mit Können, das macht sein Bekenntnis bei allem Pathos vertrauenswürdig.

Vier Jahre lang, von 1912 bis 1916, haben Boris Nikolaevic Bugaev (Andrej Belyj war ein Pseudonym) und seine Gefährtin »A. A. T.« in Steiners unmittelbarer Nähe gelebt. Sie sind ihm nachgereist kreuz und quer durch Europa, um seine Vorträge zu hören, und sind unter den freiwilligen Helfern aus siebzehn Nationen gewesen, die am Dornacher Bau mitarbeiteten. Beide beschrieben diese Zeit, und so ist vieles, was man nun bei Belyj lesen kann, dem Ablauf der Ereignisse nach schon aus Assja Turgenjeffs »Erinnerungen an Rudolf Steiner und die Arbeit am ersten Goetheanum« bekannt. Wer den chronologischen Leitfaden sucht, findet ihn hier leichter als bei Belyj. Denn der erzählt nicht der Zeitfolge nach. Viele Male durchläuft sein Bericht die gemeinsame Wegstrecke. Er greift vor und zurück, wiederholt sich oft bis in den Wortlaut hinein, trägt »Wichtiges und Nebensächliches wahllos zusammen«.

Der Mangel an erzählerischer Ökonomie hat gleichwohl Methode. Nicht das Nacheinander der Ereignisse, sondern die immer neuen Anläufe zu ihrer Bewältigung bestimmen den Aufbau des Buches. »Rudolf Steiner und sein Wirken«, »Der Mensch Rudolf Steiner«, »Ru-

dolf Steiner als Vortragender und Pädagoge«, »Die Schüler Rudolfs Steiners«, »Rudolf Steiner und Dornach«, »Rudolf Steiner und das Thema Christus« – das sind die Kapitelüberschriften. Sie sagen nichts vom Stil der Darstellung, der etwas Musikalisches hat. Alle Themen und Motive werden vielfältig verarbeitet. Die Bewegung des inneren Erlebens geht über das äußerlich Erlebte hin wie Wolkenspiele über eine Landschaft und setzt es in wechselndes Licht. Doch merkwürdig: dieses so »subjektive« Verfahren bringt nach und nach eine Wirklichkeit zur Erscheinung, die gerade nicht auf und ab wogt wie die Beschreibungen, die sie umkreisen, sondern ihren Schwerpunkt in sich selbst hat. Das gilt besonders für das Bild Rudolfs Steiners – nein, die zahlreichen Bilder, die Belyj von ihm entwirft. Je weniger dem Porträtierten seine Arbeit genügt, je öfter er zu neuen Versuchen ansetzt, desto selbständiger tritt zwischen den sich häufenden Skizzen der Porträtierten hervor. Noch nie hat ein geschriebener Bericht den Menschen Rudolf Steiner so unmittelbar anwesend sein lassen.

Die »Person«, nicht die »Individualität« – den Unterschied macht Belyj selbst; nur über die »Person des Doktors« will er schreiben. Manchmal freilich vergisst er die Einschränkung. Es gibt Stellen in dem Buch, da jene »Grenze«, hinter der »alle Worte zu Ende« sein sollten, denn doch überschritten wird. Dann gerät die Sprache in symbolistischen Taumel, ihre selbstlose Durchlässigkeit droht verlorenzugehen, und statt Literatur vollends in Esoterik umzuwandeln, wie er wohl möchte, fällt der »Schriftsteller Belyj« aus der jungen Schülerschaft in die alte Meisterschaft zurück: Symbolismus. – Andere Stellen wirken im Gegenteil seltsam verhangen, als wären da gewisse Erinnerungen ausgespart worden. Das scheint auf unbewältigte Reste zu deuten, an die man nicht rühren soll. Wie unter einem Schleier bleiben die Vorgänge der Jahre 1921 bis 1923; Belyj, aus Moskau zurückgekehrt, lebte wieder in Berlin. Es laufen aus anderer Quelle ungute Nachrichten über sein damaliges Verhältnis zu Rudolf Steiner um, den er zwar an verschiedenen Orten noch gehört, aber nicht mehr gesprochen hat.

Hält man sich an sein eigenes Zeugnis, so muss gelten: »Heute, im Jahre 1928, während ich die Sätze dieser meiner Erinnerungen niederschreibe, kann ich bezeugen: kein einziger Schatten, kein einziges Fleckchen des Zweifels!«

Ein bewegendes Buch. Einzigartig im Werk Belyjs, das von daher wohl neu zu interpretieren sein wird; einzigartig unter allen Rudolf Steiner gewidmeten Memoiren und einzigartig durch sein Schicksal. Auftauchend aus dem Untergrund osteuropäischen Geisteslebens – wie viele Abschriften mögen dort seit Jahrzehnten kursieren? – bringt es die Botschaft eines fast Verschollenen – wem?

Der Verfasser konnte nicht wissen, für wen er schrieb; die Aufzeichnungen zu veröffentlichen, bestand im Sowjetstaat der Jahre 1928/29 keine Aussicht mehr. Frei von Rücksichten auf irgendein Publikum, unberührt von möglicher Zustimmung, möglichem Widerspruch und möglichen Missverständnissen, hatte es Belyj allein mit seinem Bedürfnis nach rückhaltlosem Bekennen zu tun. Ein- oder zweimal schleicht sich, wie versehentlich, die Anrede »Sie« in den monologischen Text. Adressat ist jeder, dem diese einsame Konfession zu Herzen geht.

Manfred Schradi

Im Gespräch mit Johannes und Aristoteles

BERND LAMPE: **Gebärden des Wortes: 57 Gespräche zum Beginn des Johannes-Evangeliums**, Verlag der Kooperative Dürnau, Dürnau 2010, 432 Seiten, 27 EUR.

Abseits von dem Getöse und Gerede unserer Zeit ist 2010 ein Buch erschienen, das es wahrhaft verdient, gelesen, gehört und bedacht zu werden. *Gebärden des Wortes* von Bernd Lampe – *57 Gespräche zum Beginn des Johannes-Evangeliums*. Der Autor zeigt darin einen geistigen Zusammenhang zwischen dem Prolog des Johannes-Evangeliums und den zehn Kategorien des Aristoteles auf. In lebendigen Gesprächen tauchen vor dem Leser Gestalten auf, die er nach und nach lieb gewinnt: Der platonisch gestimmte Ikonenmaler Luka, der aristotelisch

gestimmte Philosoph und Lehrer Andrej, der Mathematiker Nikolai, seine Schwester Arina, der Straßensänger Ilja, der mit seinen humorvollen und tiefgründigen Einwüfen die Gespräche belebt, und einige andere Gesprächsteilnehmer. Es handelt sich dabei weder um einen Roman noch um ein klassisches Theaterstück oder um eine rein wissenschaftliche Abhandlung – am ehesten könnte man sagen: ein Erkenntnisgespräch in 57 Akten.

Wer innerlich gelebt hat mit dem Prolog des Johannes, wer innerlich gerungen hat mit den Kategorien des Aristoteles, der erlebt hier etwas Wunderbares. In einem freien schöpferischen Erkenntnisgespräch, das sich über viele Tage und Nächte hinzieht, wird ein geistiger Raum betreten, der mit der Mysterienstätte von Ephesus zusammenhängt und in dem als zentrale geistige Gestalten Aristoteles und Johannes ansichtig werden.

Andrej öffnet mutig diesen Gedankenraum und weist den anderen immer wieder orientierende Gesprächsrichtungen: »Kann Johannes uns helfen unser Dasein zu ergründen? Sieh das Gespräch, das wir führen, auch als ein Gespräch mit Johannes an. Ein Gespräch, in dem jeder sprechen kann, wie er es selbst zu verantworten hat. Wir sprechen aus unserem Erleben, jeder aus seinem. Johannes aus seinem. Und wir lassen uns von niemandem sagen, was wir denken dürfen und was nicht« (S. 43). Ein solches Gespräch unter Menschen geht durch Krisen hindurch, durch Zweifel, durch Momente des Schweigens, des Fragens und der unerwarteten Einsicht.

»Es werden Zeiten kommen, da werden wir miteinander musizieren, wenn wir uns etwas über geistige oder seelische Erfahrungen mitteilen wollen. – Nun aber muss ich reden und bin immer wieder erschrocken, wie wir im geprägten Gedanken die Wahrheit nicht lang genug bewahren können. Viel zu schnell fallen wir in blinde Vorstellungen, denen gegenüber Menschen ohnmächtig sind, wenn sie nicht lesen können« (Andrej, S. 107f.). Das Gespräch unter denkenden und sinnenden Menschen wird zunehmend auch ein Gespräch mit dem Höheren im Denken: »Wenn wir denken, füh-

ren wir in uns ein *Gespräch* mit unserem höheren Sein. Dieses antwortet, sagt ja oder nein, bringt Ideen, Einsichten. Es hat Anteil an der ganzen Schöpfung und ist unmittelbar mit der Gottheit verbunden. Wir könnten es auch die Gesamtheit der Hierarchien nennen« (Luka, S. 179).

Um den Fortgang der Gespräche zu verstehen, muss der Leser versuchen, die zehn Kategorien des Aristoteles nicht bloß als eine Sammlung von Begriffen oder gar Worten anzusehen, sondern eine Entwicklung vom *Wesen* zu der Fülle seiner *Erscheinung* begreifend mitzuvollziehen: Das in sich ruhende *Wesen* tritt durch die Unterscheidung in den Bereich der Zahl, der *Quantität*, offenbart sein Eigensein in der *Qualität* und geht dadurch in ein Geflecht von Beziehungen, *Relationen*, ein. Beziehungen gestalten sich aus in *Tun* und *Leiden*. Diese zunächst sechs Kategorien finden die Gesprächsteilnehmer in den ersten sechs Sätzen des Prologes des Johannes wieder.¹

Luka erläutert den Zusammenhang mit den aristotelischen Kategorien folgendermaßen:

»Die erste Stufe, die erste Ebene ist:

Wir bemerken: Es ist ein Wesen.

Urquell, Er, der Logos.

Die zweite Stufe, Ebene enthält zwei weitere Kategorien: Zahl und Eigenschaft:

Unter wie vielen Wesen ist das eine Wesen?

Der Logos in steter Schau auf Gott.

Wie ist seine Eigenart?

Ein Gott, Er selbst, der Logos.

Der Logos und seine Schau auf Gott, den Anderen, das ist die Zwei, die Zahl, die Kategorie der *Menge*. – Wie ist der Logos? Er ist selbst eine Gottheit, das ist seine *Eigenschaft*, seine *Eigenheit*.

Und nun die dritte Stufe und damit die vierte, fünfte und sechste Kategorie. Es entstehen *Beziehungen*, Verhältnisse durch *Tun* und *Erleiden*.

In welcher Beziehung ist das Wesen?

Und Er, der Logos, war und ist stets hingewendet zu Gott.

Was ist sein Tun?

Alles ist durch Ihn erschaffen.

Was empfindet, erlebt das Geschaffene?

Hier ist ein positives Erleiden.

Getrennt von Ihm ist nichts, das geschaffen worden ist.« (S. 86f.)

Der Zusammenhang zwischen dem Gang der Kategorien – ihrer inneren Entfaltung – und dem Gang des Prologes wird in den Gesprächen Bernd Lampes von den verschiedensten Seiten aus betrachtet. Immer wieder in Bewegung gebracht, befragt, beleuchtet – in der Verschiedenheit seelischer Gestimmtheit und geistiger Ausrichtung strebender Menschen. Dadurch gelingt das Kunststück, dass jede Dogmatik vermieden wird. Das Denken bleibt beweglich. Und es kann die beglückende Leseerfahrung gemacht werden, dass die Wahrheit etwas anderes ist als feste Richtigkeit. Ja, dass die Wahrheit im gemeinsamen *Weg* zwischen Menschen *lebt*.

Im Hinschauen und wiederholten Zurückklauschen auf den Brand von Ephesus, der sich in der Geburtsnacht Alexander des Großen ereignete (356 v. Chr.), ging Aristoteles die Offenbarung der zehn Kategorien auf. Alte Mysterienweisheit lebt in diesen zehn Begriffen. Hineingestorben in die Abstraktion, sind die Wortmysterien von Ephesus in den Kategorien verborgen; für den, der sie zu lesen vermag. Dadurch der Freiheit denkender Menschen anvertraut.

Ebenfalls in Ephesus wurde das Johannes-Evangelium geschrieben, das das Weltenwort in der unmittelbaren Zeugenschaft des Christuslebens durch Johannes ergründet. In den Gesprächen wird deutlich, dass die Abfassung des Johannes-Evangeliums im Jahre 120 n. Chr. gewesen sein könnte, 25 mal 19 Jahre nach dem Brand des Mysterientempels zu Ephesus. (S. 27ff.) Die Bedeutung dieser Zahlen und weitere Zahlengeheimnisse bei Johannes, möge der interessierte Leser den Gesprächen selbst entnehmen. –

Es folgen nun die abschließenden vier Kategorien: *Lage*, *Raum*, *Zeit* und *Haben*. Durch das Auftreten des Christus auf Erden, mit der Jordantaufer, ist eine neue Lage des Logos im Welt-

Ganzen gegeben. »Die Quelle des Lebens findet eine neue Lage. Die Erde wird eine neue Sonne. Sie leuchtet durch Christus von der Erde aus, erhellend, belebend, schaffend. ›In Ihm war und ist das Leben« (Andrej, S. 91).

Der Vers »Und das Leben war das Licht der Menschen« eröffnet den *Raum*: die Raumesweiten werden sichtbar und erlebbar durch das Licht. Nun erfolgt im griechischen Original ein Tempuswechsel, der schon als solcher auf die Zeit verweist: »Und das Licht *scheint* in der Finsternis.« Bernd Lampe übersetzt auch: »Und das Licht scheint durch alle Zeit in die Welt der Finsternis« (S. 565).

Dann folgt abschließend die Negation des *Habens*: »Aber die Finsternis hat es nicht begriffen.« Oder in der Übertragung Bernd Lampes: »Die Finsternis aber hat es nicht in sich aufgenommen« (S. 565). Die zehnte Kategorie, das *Haben*, wird im Prolog zunächst als ein Nicht-Haben oder ein Noch-nicht-Haben des Lichts erreicht.

Aus diesem Grunde erscheint sodann *ein* Mensch, der das Licht verkündet, der es in sich aufgenommen hat – die Stimme des Rufers in der Einsamkeit: Johannes der Täufer. »Es kam ein Mensch, von Gott war er gesandt, sein Name war Johannes.« Die Gespräche spüren den tiefen esoterischen Zusammenhängen und Wesensdurchdringungen von Johannes dem Täufer mit Lazarus-Johannes nach; der eine Augenzeuge der Jordantaufe, der andere Augenzeuge der Kreuzigung.

Bernd Lampe ist ein Werk geglückt, das den Leser in ein *lebendiges Werden* von Einsicht erhebt. Nicht *ein* Eingeweihter oder ein Meister spricht hier, sondern ein Kreis strebender Menschen verbindet sich zu einer Erkenntnisgemeinschaft, die Organ und Gefäß für wahrhaftige Inspirationen wird. Jeder einzelne Gesprächsteilnehmer steht individuell in dem ganzen Gesprächsgeschehen darinnen; das Ganze lebt umgekehrt von jedem Einzelnen – seiner je individuellen Wachheit oder Trägheit. Der Schicksalshintergrund jedes Einzelnen fließt ermöglichend und auch verhindernd mit ein. Eine moderne Form von Einweihungsweg und ein Urbild der Freien Hochschule für Geis-

teswissenschaft (Michaelschule) leuchten hier auf. Das Buch möge seine Leser finden, die Gespräche ihre Hörer.

Steffen Hartmann

1 Eine Übertragung Rudolf Steiners lautet: »Im Urbeginne war das Wort, – *Wesen* / Und das Wort war bei Gott, – *Quantität* / Und ein Gott war das Wort. – *Qualität* / Dieses war im Urbeginne bei Gott. – *Relation* / Dort war es, wo alles entstanden ist, – *Tätigkeit* / Und nichts ist entstanden – *Leiden* / Außer durch das Wort.«

Dichter, Seele!

STEFAN BROTBECK: **Heute wird nie gewesen sein. Aphorismen**, Futurum Verlag, Basel 2011, 140 Seiten, 12,80 EUR.

Mit dieser Interpunktion ist der Titel dieser Besprechung ein Imperativ geworden, und das soll auch so sein, denn die Bücher von Stefan Brotbeck sind anspruchsvoll. Selbstbegegnung ist die Herausforderung, die an den Leser gestellt wird, dazu gehört die Schaffung von Freiraum, durch den Autor. Der jetzt im Futurum-Verlag erschienene zweite Band der Aphorismen *Heute wird nie gewesen sein*, spielt ebenso wie sein Vorgänger – Dir gehört nur, was du geben kannst, im selben Verlag, der aber damals noch Pforte hieß, – an den Raum-Zeit-Grenzen des Bewusstseinshorizonts.

In der Sprachverdichtung von Aphorismen rückt uns keineswegs der Autor zu Leibe, »Berühren können uns Dinge nur, wenn wir ihnen nicht zu nahe treten«, sondern der Sprachsinn muss sich selbst in Bewegung setzen, den erweiterten Wortraum zu fassen. Aphorismen sind verschenkte Gedichte. Der schöpferische Gestus muss ebenso weit ausholen ins Sphärische auf dem imaginativen Weg ins Bild – aber dann die Sprache da draußen anhalten, auslöschen, zurückbiegen zum Leser in seiner prosaischen Alltäglichkeit. Der wird so wie zufällig getroffen und inspiriert in diesem Parabelflug. Im poetischen Bild kann man baden, im Aphorismus geht das nicht. Sein ›Witz‹ liegt in der Wachheit dem eigenen Spracherleben ge-

genüber. Wenn es gut geht, führt er den Leser zum Durchbruch, unter die Spiegelfläche der Gemütskräfte, ins Vitale des Wortes. Dazu ist er Handwerk und Werkzeug zugleich; der Leser kann im aphoristischen Sprachbau den Reflexionsapparat seines eigenen Vorstellungswesens besichtigen und überwinden.

»Heute wird nie gewesen sein« – für die Wahl dieses den Titel gebenden Satzes dankt der Autor ausdrücklich Taja Gut und Nadine Reinert. Man möchte sich diesem Dank anschließen – aber was fängt man nun konkret an mit einem solchen Juwel, aus der Goldschmiede der Sprache? Es will, wie gesagt, unwillkürlich Bild werden, da es die sprachlichen Bildekräfte in einer so erlesenen Form fasst. Lassen wir nun die Geister der Sprachbewegung frei. Was heißt Heute? Eben das, was es als natürliches Vorkommnis nicht gibt – was wesentlich nicht gegeben ist, ohne einen, der es innerhalb seines zeitlichen Bewusstseins verwirklicht. Heute ist nur durch Geistesgegenwart, also nicht ohne Geistwesen möglich. Geistwesen ist Tätigkeit, statisch nicht denkbar. Heute ist natürlich nicht denkbar außerhalb der Zeit, aber auch nicht innerhalb des gewöhnlichen linearen Zeitverlaufs; da versinkt Heute, sobald ich es zu fassen versuche, schon in der Vergangenheit. Heute, als eine Ansammlung von Jetzt oder auch als eine Einschränkung, ein Ausschnitt, eine Fixierung, ist nicht haltbar innerhalb des Zeitstroms. Sobald es gewesen ist, ist es nicht mehr. Und wenn es nie gewesen ist? Dann ist wahrscheinlich, dass es auch nie gewesen sein wird. Wenn Heute nie war und niemals sein wird, wo soll sein Sein herkommen? Oder anders gefragt: Wie komme ich dahin? Vielleicht im Gegenstrom der Zeit, dass ich mir entgegenkommen aus der Zukunft, wo das, was Heute (vermeintlich) ist, meine Erinnerung an Vergangenes

bilden wird. Soll ich mich also im Ernst jetzt schon mal an die Zukunft erinnern, um so im Vorgriff das Heute aus ihr zu destillieren? Heute, man kann sich drehen und wenden, wie man will, das ist eine ganz unnatürliche Angelegenheit – von wegen, ganz entspannt im Hier und Jetzt und Loslassen, ganz im Augenblick Sein und all die anderen Psychogebote aus dem Katalog des ›geistreichen Spontanlebens‹. Das Kunstwerk der Herstellung von Heute – so ist zu vermuten – ist alles andere als entspannend. Es scheint, wenn überhaupt möglich, weniger Gabe als vielmehr Arbeit. Heute ist ein Kunstort des Bewusstseins, oder ein Bewusstseinsort des Künstlers, der sich in der Zeitströmung nur bergen lässt – wie ein Rettungsfloß, wie Bretter, die Welt bedeuten. Heute ist nur, wenn ich da bin. Aber, wenn sonst keiner da ist, machts auch keinen Sinn. Also könnte man mit gleichem Recht sagen: Heute ist da, wo du in mir bist ... Ach, man könnte tagelang so weiter verfahren, die Nachhaltigkeit von Heute zu ergründen, das nie gewesen sein wird, wenn es ist ...

Wie Stefan Brotbeck uns mitnimmt auf die paradoxe Reise ins Nichts, das ist wahrhaftig schön. Natürlich sind nicht alle Sätze gleichwertig gelungen. Das wäre auch schlimm und eine furchtbar langweilige geistige Landschaft. So gehts durch Höhen und Tiefen, und über Berg und Tal folgt man gerne dem Autor. Eine Bedingung aber gibt es, das ist die Zurückhaltung, das rechte Lesemaß. Wer solche Aphorismen einen nach dem andern runterschlingt, dem wird nur schlecht – und damit geschieht ihm recht. Denn der Wortsinn will nicht, dass man sich bewusstseinsmäßig übergibt an die Glückshormone, er will, dass man zu sich kommt und bei sich bleibt. Denn nur so kommt man überhaupt irgendwohin im Ozean der Zeit.

Ute Hallaschka